

# Die Neue Welt

Nr. 3

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

## Dilettanten des Lebens.

Roman von Clara Viebig.

(Fortsetzung.)

„Ach,“ Lena wurde zutraulich, „geht's Ihnen so wie mir? Ich hatte nicht bloß Hunger auf Ihr Butterbrot. Sind Sie auch nie satt? Ich meine geistig. Einen Tag ist man so voll und könnte die Welt stürmen, und den anderen ist man dann wieder so erbärmlich und klein und hat gar keine Courage zu was. Es ist greulich!“ Sie legte die Hände in einander und sah wehmüthig drein. „Ob große Leute, wie Schiller und Goethe und Beethoven und Mozart, auch so gefühlt haben?“

„Diese süßenden Geister? Sie greifen gleich sehr hoch!“

„Doch oder garnicht!“ Sie warf den Kopf hintenüber.

„Das sage ich auch!“ Seine Augen bligten. „Wer will es uns wehren, nach den Sternen zu greifen? Hallo!“ Er sprang auf, die Früchte rollten ihm unbeachtet vom Schooß auf den staubigen Coupéboden. „Sie sind Künstlerin, gnädiges Fräulein?“

„Ich möchte gern.“ Ein banger Ausdruck trat in ihr Gesicht. „Wenn's mir nur gelingt!“

„Es wird, es wird!“ Er sah sie an.

„Ich muß etwas erreichen,“ sagte sie wie für sich. „Ja“ — sie sagte es mit Behemung, alle ihre Enttäuschungen, besonders der letzte Kummer fielen ihr wieder ein. „Alles Andere ist doch nichts! Ich möchte eine große Sängerin werden. Wissen Sie“ — nun klang ihr Ton gemäßigter — „wir hatten in unserem Garten in der kleinen Stadt einen Birnbaum, einen sehr großen Birnbaum; unten hingen immer Birnen genug, die mochte ich aber nicht. Oben an den Ästen, die, auf welche die Sonne prall an schien, die der Wind schaukelte, die wollte ich. Oft bin ich als Kind hinaufgeklettert, oft herunter gefallen, und wenn ich nicht 'ran konnte, weinte ich. Es geht mir immer noch so.“

„So?“ Er fuhr sich mit gespreizten Fingern durch die Haare, und dann sagte er zerstreut nochmals: „So, so.“ Jetzt lachte er kurz auf und strich sich wieder durch die Haare mit der gleichen nervösen Bewegung. „Ja, die Früchte, die sitzen verbrennt hoch, aber man muß nur den Glauben an sich selbst nicht verlieren — ah!“ Er zuckte mit den Schultern und griff dann mit rascher Bewegung nach dem Becher. Er füllte ihn auf's Neue. „Prost, gnädiges Fräulein, prost! Es lebe die Kunst!“

Sie nickte ihm zu. Das Fenster war geöffnet, ein rascher Wind fächelte herein und hob spielend die braunen Lockenringe auf der Mädchenstirn. Lena fühlte keinen Kopfschmerz mehr, sie dachte augenblicklich herzlich wenig an den letzten schweren Kummer.

Es plauderte sich gut mit dem Reisegefährten. Er war hübsch; was er sagte, schien klug. Er hatte etwas — wie sollte man's nennen? — etwas Nach-

lässiges im Reden, leichtlebig Freies, und doch zuweilen einen schwermüthigen Augenausschlag. Er war entschieden ein Künstler.

Der Zug raste dahin, die Zeit verging rasch. Lena hatte eine unangenehme Empfindung im Herzen, als es hieß: Köln. Nun mußte man sich trennen — schade!

Aber nein, er fragte: „Reisen Sie auch weiter nach Berlin?“

„Natürlich!“ Sie lachte fröhlich auf, sie war auf einmal so vergnügt. Also aus derselben Stadt — wie konnte es auch anders sein?! Sie waren plötzlich wie alte Bekannte.

Auf dem weiten Perron, vor dem in einer Art von maurischem Stil gehaltenen Bahnhofsgebäude, wogten die Reisenden hin und her. Es war ein sehr internationales Publikum mit Wagenladungen ungeheurer Koffer; schon auf zehn Schritt roch man das Chypher der Engländerinnen und das Patzschuli der Französinen.

Die Kölner Gepäckträger mit ihrer breiten Sprache machten sich Platz: „Aufjepa—a—ah!“

„Kelnische Zei—i—tung! Kladderrrr—a—dattsch!“ Ein Zeitungsjunge schrie mit gellender Stimme.

„Fatal!“ Bredenhofer fuhr sich mit beiden Händen an die Ohren. „Ach, ich kann den Lärm nicht ertragen; gräßlich! Wir haben Zeit genug, gehen wir in den Dom!“

Und nun standen sie auf dem Domplatz; ungeheuer, wie ein steinerner Berg, dessen Spigen in den Himmel ragen, hob sich der Dom vor ihnen. Die Kreuzblumen der Thürme von blauem Aether umflossen; goldener Sonnenschein verklärte den grauen Kolos.

Lena kannte Köln, sie kannte den Dom; so schön wie heute war er ihr noch nie erschienen, das lebhaft Entzücken ihres Begleiters steckte sie an.

Bredenhofer war aufgeregt. Mit allen möglichen technischen Ausdrücken erklärte er ihr Dieses und Jenes — sie war erstaunt, was er Alles wußte — und wo ihm ein Ausdruck mangelte, half er sich durch einen Wig. Mit einem aus Heiterkeit und Andacht gemischten Gefühl trat sie in's Portal.

Drinnen Dämmerung, durchschossen vom wunderbar mystischen Licht der bunten Glasfenster. Unter'm Kreuzgewölbe eine schwebende Luft von Weihrauch und geschmolzenem Wachs; vor den Seitenaltären flackernde Kerzen und steife Heiligengestalten, die gekrümmten Finger segnend ausgestreckt.

Lena war blaß geworden; die kühle Dämmerung durchschauerte sie und daneben eine schöne Abnung der großen, hohen Poesie. Ihre Brust hob und senkte sich, ihr Athem zitterte, verstopfen sah sie ihren

Begleiter an. Er hatte den Hut abgenommen, seine Stirn leuchtete merkwürdig weiß, wie die eines Mädchens; er starrte gerade aus und bewegte die Lippen.

Nun fühlte er ihren Blick, er faßte nach ihrer Hand und hielt sie mit leisem Druck; sie wagte nicht, ihre Finger wegzuziehen. Auf den Zehenspitzen schlichen sie an den geschnitzten Beichtstühlen entlang.

Jetzt waren sie in der Seitennische, vor dem kleinen Altar des Marienbildes; das Triptychon war geöffnet, das süße Madonnenanlich mit dem sich anschniegender Kinde lächelte vom Goldgrund auf sie nieder. Unwiderstehlich fühlte sich Lena niedergezogen — es war Bredenhofer's Hand, die sie zwang, auf dem schmalen rothen Bänkechen zu knien, sein warmer Athem streifte ihre Wange.

Halb gesungen, halb geflüstert klang es ihr in's Ohr:

„Im Dom, da steht ein Bildniß,  
Auf goldenem Grunde gemalt;  
In meines Lebens Bildniß  
Hat's freundlich hineingestrahlt —“

Er hielt noch immer ihre Hand, jetzt — jetzt — der Druck! Sie erschrak bis in's innerste Herz.

„Die Augen, die Lippen, die Wanglein,  
Die gleichen der Liebsten genau!“

Sie war gemeint, sie fühlte es, und sie erröthete über und über. Sie hob die Lider nicht.

Jetzt gab er ihre Finger frei. Ohne Wort, stumm nebeneinander herwandelnd, durchschritten sie die andere Seite der Kirche. Jetzt kam das Portal. Sie waren wieder draußen.

Das laute Gewühl des Marktes schlug ihnen entgegen, Droschken jagten zum nahen Bahnhof, Lastfuhrwerke ratterten hinunter zur Schiffbrücke; es war wieder Tag, nüchternes Tag, greller Sonnenschein fiel auf's Pflaster. Lena blinzelte, sie schloß für einen Augenblick die Augen.

„Nehmen Sie meinen Arm,“ sagte Bredenhofer, und sie that's ohne Ziererei. Arm in Arm schlenderten sie an den Läden der Hochstraße entlang. Wer kannte sie Beide hier in der fremden Stadt? Menschen im Geschäftsschritt hasteten vorüber, bunt gekleidete Kölnnerinnen mit auffallenden Hüten machten ihre Einkäufe in den Läden; die Weiden wanderten zwischen Allen durch, aus einer ganz anderen Welt kommend, sich gegenseitig fremd und doch einander so merkwürdig nah. Es fiel Lena garnicht ein, daß sie Unschickliches that; harmlos vergnügt hatte sie den Schleier zurückgeschlagen und den weiten Mantel aufgedrückt, man sah ihre schmale, zarte Gestalt und die angedeuteten Grübchen in ihren Wangen.

Sie traten in ein Restaurant und aßen auf dem

tellergrößen Bläschen vor der Thür, hinter der verstaubten Ephenwand. Münchener Bier schäumte in den gelblichen Steingutgefäßen; Lena trank und dann hörte sie wie aus weiter Ferne, wie im Traum den Lärm der Gasse. Sie war so weit weg.

„Was für ein liebes Gesicht,“ dachte Bredenhöfer. Er sah ihr gegenüber. Eine dreifache Fliege mit dickem, blauem Leib und blühenden Flügeln kam und schwirrte um die kleine gerade Mädchennase; die zierlichen Nüstern blähten sich und zitterten. Jetzt kam das Insekt und flog auf den Seidel des Mannes und tunkte den winzigen Saugrüssel in die braune Flüssigkeit. Jetzt schwirrte es berauscht davon.

Aus einem nahen Fenster kam dünnes Klavierpiel — Bach'sche Fugen oder so etwas — aber man merkte es den klimmernden Fingern an, sie waren mehr zu einem Walzer oder einem schwebenden Rheinländer disponiert. Jetzt klang ein scharfer Mäxton.

„Ges, Ges!“ Der junge Mann fuhr aus seinem Sinnen auf. „Moll, Moll, doch nicht Dur! Heiliger Sebastian Bach“ — er riß die Uhr heraus — „es ist die höchste Zeit, wir müssen fort!“

Im Sturmschritt durchquerten sie den Domplatz; die Uhr über dem Bahnhofsportall wies nur noch wenige Minuten bis zum Abgang des Zuges. Aber Bredenhöfer fand doch noch Zeit; er kaufte dem blassen, spärlichen Ding mit den dreisten Augen, dort am Eingang, einen Strauß duftiger Herbstweilchen ab und preßte sie Lena in den Gürtel.

„Viel Bläser auf die Hochzeitsfeier!“ schrie das Mädel hinter ihnen drein.

Sie stürmten die hohe Seitentreppe hinauf, lachend, athemlos — nun saßen sie im Coupé. O weh, noch vier Personen darin! Zwei rundliche Holländerinnen mit Teint wie Milch und Blut und Augen, die nicht von lauter Butter und Käse so blinkten. Ein dicker Phlegmatikus schien der Ehemann der Einen. Neben ihm blinzelte ein Geschäftsreisender — man erkannte ihn am Schlips letzter Mode und am Siegelring — nach der anderen Schönen.

„Aaa—chtung!“ — Karren rasselten, Thüren klappten.

„Kelnische Bei—i—tung! Kladderrrrra—a—dattsch!“

„Vier gefällig?! Bi—er! Bi—er!“

„Kladderrrrra—a—dattsch!“

„Noch glaubt man mit einem Fuß in der Poesie zu stehen, und schon ist man mitten in der Prosa! O weh,“ seufzte Bredenhöfer und fuhr sich mit der ihm eigenthümlichen nervösen Handbewegung durch das Haar.

Der Zug setzte sich in Fahrt. Bald lag Köln fern; Dom und Hochstraße, Alles der flüchtige Traum einer sonnigen Mittagsstunde.

\* \* \*

Sie hatten viel geplaudert, halblaut, die Köpfe nah zusammengeneigt. Es hatte einen eigenthümlichen Reiz gehabt, so verstohlen miteinander zu sprechen, unverständlich von den Uebrigen. Dies Klüstern brachte sie sich gegenseitig näher, es richtete eine Mauer um sie auf, über die kein neugieriges Auge schauen konnte.

Es war längst Abend. Draußen vor den Coupéfenstern undurchdringliche Dunkelheit, nur ab und zu huschte eine schwach erleuchtete Station vorüber.

Immer weiter von der sonnigen Mittagsstunde fort, immer näher, näher dem großen Berlin, in dem man unter sinkt in Menschenwogen und einander nie mehr begegnet.

Lena hatte geschlafen; sie wachte verwirrt auf. Oben an der Decke, vom blauen Gardinchen verhüllt, der umflorte Schein der Lampe; jenseits das Fenster, trotzdem eine warme, matte Luft im Coupé. Lena faßte sich an den Kopf und strich sich die wirren Haare aus den Schläfen; sie hatte geträumt, sie wußte nicht recht, wo sie war — bei Fritz oben im kleinen Stübchen, im großen Kölner Dom oder zu Hause, drei Treppen hoch, in Berlin?

Verwundert machte sie die Augen weit auf; sie war in der Eisenbahn, aber die Sitze leer, das viele Gepäck verschwunden. Wo waren die dicken Holländerinnen mit dem phlegmatischen Ehemann, wo der

Geschäftsreisende? Alle weg, nur ihr gegenüber in der Ecke saß Bredenhöfer und sah sie unabweisend an.

„Wo — wo — wo sind sie?“

„Alle ausgestiegen, in Braunschweig, Magdeburg, was weiß ich!“ Er lächelte. „Sie haben lange geschlafen, süß geschlafen; Sie haben nichts gemerkt.“

„O!“ Sie zog ihre lässig ausgestreckten Füße näher an sich und richtete sich stramm auf. Sein unausgesetzter Blick verwirrte sie. „Wie lange dauert's noch bis Berlin?“

Er zog die Uhr. „Eine Viertelstunde!“

Ein Schreck durchfuhr sie, so plötzlich, so jäh, daß sie über diesen Schreck nun wieder auf's Neue erschrak. Warum fürchtete sie sich, wovor? Das Blut stieg ihr zu Kopf, es wirbelte ihr vor den Augen.

„Es thut mir leid,“ hörte sie seine weiche Stimme sagen, „sehr leid; ich wünschte, es wären noch Stunden bis Berlin. Es ist merkwürdig, wie man sich mit Jemandem in einer kurzen Spanne Zeit so anfreunden kann! Das macht: gleiches Denken, gleiches Empfinden und der Gott, der uns in der Brust wohnt. Schlagen Sie ein“ — er hielt ihr die Hand hin — „sagen Sie mir, daß Sie dem Reisegefährten ein freundliches Andenken bewahren werden; ja?“

„Wenn Sie das Gleiche thun,“ antwortete sie zögernd.

„Mein Gott!“ Er lachte, dann sang er mit einer sehr angenehmen Tenorstimme:

„Andre Städtchen kommen freilich,  
Andre Mädchen zu Gesicht;  
Ach, wohl sind es andre Mädchen,  
Doch die Eine ist es nicht!“

„Die Eine ist es nicht,“ wiederholte er mit zärtlichem Tonfall.

„Sie sind ja auch musikalisch,“ sagte sie ausweichend, „Sie können doch Alles!“

Er hielt ihr noch immer die ausgestreckte Hand hin. „Bitte, sagen Sie mir doch, daß Sie mich nicht ganz vergessen werden! Bitte, Fräulein Langen!“

Sie wagte nicht ihn anzusehen. „O nein,“ brachte sie gepreßt hervor. Sie sprang auf und griff nach ihren Sachen; sie stellte sich recht ungeschickt dabei an. Er half ihr. Er hielt ihr den Mantel, beim Hineinschlüpfen fühlte sie, wie er sanft ihren Arm preßte; sie bekam ein eigenthümliches Beben in den Knien. Und dann drückte sie sich den Hut auf's Haar, zog die Handschuhe an und saß ganz still mit zusammengelegten Fingern.

Er stand am Fenster. „Da — da,“ sagte er plötzlich, „schon das lange Rangirgeleise und die vielen Lichter!“

Noch, blau, grün glitt es vorüber, der Zug fuhr langsamer.

„Jetzt — jetzt sind wir gleich da!“

Kritisch, tratisch! Das Quietschen der Räder ging durch alle Nerven.

Lena sprach nichts; sie saß da und senkte den Kopf auf die Brust und schielte doch von unten herauf immer nach den vorübergehenden Lichtern und fühlte, daß ihr das Herz schlug bis in den Hals. Er trat unruhig von einem Fuß auf den anderen, das Fenster lief an unter seinem Hauch. Es war so warm, so bekommen im Coupé und so still.

„Da —“ sagte er noch einmal, „wir sind da!“

Der Zug donnerte in die Bahnhofshalle, es wurde blendend, betäubend hell.

„Leben Sie wohl!“

Sie fühlte eine Hand unter ihrem gesenkten Kinn, warme Lippen legten sich auf die ihren — einen Augenblick, eine kurze einzige Sekunde. . . .

Sie stieß ihn nicht zurück, sie konnte nicht dafür, ihr Mund zuckte unter dem seinen, einen Augenblick, eine kurze einzige Sekunde, dann —

„Berlin! Alles ausgestiegen!“ Die Thür wurde aufgerissen.

Gewirr, Geschrei, Gewoge. Lena sah Alles und sah doch auch wieder nichts — ein hastig gestüßertes, scheues Adieu — jetzt stand er schon unten auf dem Perron — jetzt rollte sich ein dunkler Knäuel der Ausgangstreppe zu, darunter war er — ah, jetzt war er verschwunden!

Sie würde ihn wiedersehen! —

Lena folgte mechanisch dem Gepäckträger; sie fühlte auf einmal wieder ihren ganzen Kummer.

### III.

„Höher, höher, singen Sie doch höher! Ich begreife nicht, wie man das nicht thun kann!“ Der berühmte Gefangensprofessor Dämel fuhr sich an die Ohren. „Herr Gott nochmal, singen Sie gleich höher, es ist nicht zum Aushalten — höher, höher, ich werde rasend!“ Er schrie; die Schülerin, ein junges, bidliches Ding von robuster Gesundheit mit dummen aufgerissenen Augen, brach in Thränen aus.

„Weiter, weiter!“ Der Professor zog die Uhr und trommelte nervös auf dem Rücken des Begleiters. „Spielen Sie dieselbe Leier noch mal. Fräulein Langen, Sie jetzt! Aber ich bitte, hoch genug; es ist zum Berrücktworden!“

Das überschlanke Mädchen trat neben den Flügel. Lena Langen hatte sich wenig verändert seit dem Herbst, die scharfe Winterluft draußen hatte das blaßbräunliche Gesicht nicht frischer gefärbt; jetzt brannte ihr das Roth der Erregung auf den Wangen, gerade unter den Augen, sie sah ängstlich drein.

Der Begleiter schlug die einleitenden Akkorde an, es war die große Arie aus der Schöpfung: Auf stolzem Fittich schwinget sich der Adler. Das Rezitativ glückte; aber nun — „Mehr Kraft, Kraft,“ brüllte der Professor. „Halt! Denken Sie, mit solchem Gepliepe schwingt sich ein Adler? Höchstens eine Gans.“

„Ha ha, ha ha ha!“ Allgemeines Gelächter. Professor Dämel sah sich schmunzelnd, den langen glänzenden Bart streichend, um. Er liebte es, Wige zu machen.

Sämmtliche Schülerinnen der Ensemblestunde wollten vergehen vor Lachen — nein, war das amüßant, witzig! Kein Adler, eine Gans, ha ha ha! Sie hielten die Taschentücher vor's Gesicht und prusteten.

Der Professor konnte mit dem Erfolg zufrieden sein. Noch ein Schmunzeln, dann mit plötzlicher Umstimmung, aber in gemäßigterem Tone: „Bitte, noch einmal, Fräulein Langen! Mehr Kraft! Tief Athem pumpen, hier, hier“ — er schlug sich auf den Bauch — „Stimmritze weit offen! Also!“

Die Arie begann von Neuem. Lena strengte sich übermäßig an; die Sehnen an ihrem Hals schwellen, sie holte Athem, daß man glaubte, die Brust müsse ihr zerspringen, das Notenblatt in der Hand bebte. Nun war sie zu Ende. Ein Kiesel kam ihr in die überanstrengte Kehle, sie quälte sich mit einem kurzen Gehüstel.

„Leidlich, leidlich,“ sagte der Professor. „Musikalische Auffassung ganz gut, auch die Intonation — hm, hm — aber Sie können das Musikstück nicht zur Geltung bringen, Ihnen fehlen eben die Stimmittel. Nicht alle Mittel, bewahre,“ setzte er nach einem raschen Blick in das Gesicht der Schülerin hinzu, „jedoch — hm — der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach!“ Wieder ein Wis! Nein, heute jagte einer den anderen! „Die Folgende!“

Ein elegantes Kleid rauschte; mit Wohlgefallen sah der berühmte Mann auf die üppige Gestalt. Fräulein Krotoschinska war aus Ostpreußen — „Aupreißer“, sagte sie, — wollte zur Bühne gehen und ließ sich jetzt, das letzte halbe Jahr auf dem Konservatorium, eigentlich nur noch herab, die Stunden zu besuchen. Pünktlich war sie nie gewesen, aber desto talentvoller. Sie konnte zwei Töne nebeneinander treffen, sogar zuweilen die Terz; sie hielt sich einen Begleiter, sogenannten Einpauker, und hatte dieser zwanzig mal eine Sache mit ihr durchgearbeitet, wickelte sie sie ab, wie auf der Drehorgel. Aber wenig Fräulein Krotoschinska so dastand, die volle Brust herausgedrückt, die großen Augen umherfeuernd, ihre mächtigen Töne herausschleudernd, dann mußte Jeder gestehen: „Ah, dieses Talent!“

Professor Dämel strich immer häufiger den glänzenden Bart, er war sehr befriedigt. Das starr „Aupreißische“ störte ihn nicht, ebenso wenig das Tremolo. Bei diesem Material! Er schätzte es besonders, weil es ihm noch nicht gelungen war, es zu ruinieren. Und dann die Erscheinung! „Sehr gut, liebes Kind, sehr gut! Segen Sie sich. Ich bin von Ihrer Zukunft überzeugt. Famos, ganz famos. Schonen Sie sich nur um Gottes willen! Recht vorsichtig, vorsichtig! Sie sind es der Kunst schulbig!“

Die große Person mit dem breiten Brustkasten und den ausladenden Hüften setzte sich stolz. Beim Lob des Professors verzog sie die Lippen zu ihrem stereotypen, ruhigen Lächeln — wie der gute Mann sich anstrengte! Er war wirklich sehr nett zu ihr; kniff sie gern in die Backen und tätschelte ihr die Schulter, wenn sie allein waren. Fräulein Krotoschinska hatte nichts dagegen, er war ja ein alter Mann, wenigstens aus den Jahren, die bei ihr in Betracht kamen. Sie schloß die Augen halb und hörte nicht im entferntesten auf die Klänge des Klaviers und die ewigschönen Meisterweisen; in ihren Ohren war nichts wie Tanzgeklapper und Kleiderrauschen und Schlittentlingeln und Pfropfenknallen. Ja, solch' ein Talent! Die Brillantboutons in ihren Ohren funkten. Sie seien nicht echt, meinten die Neidischen; aber sie waren es. Fräulein Krotoschinska sagte nicht, von wem sie sie kürzlich bekommen hatte, selbst Lena Langen wußte nicht darum, und die war doch entschieden die Bevorzugte, die saß neben der Krotoschinska und bekam allerhand in die Ohren getuschelt. Sie that ja auch der schönen „Astpreislin“ in keiner Beziehung Eintrag.

Die Stunde ging weiter. „Der Gerechte muß viel leiden,“ seufzte der berühmte Mann dem Begleiter in's Ohr. Und dann laut: „Wir haben nun den Adler genug aufschwimmen lassen“ — er sah mit einem heimlichen Sähen nach der Uhr — „ah, erst dreiviertel Zwei!“ Ein zweites intensiveres Sähen. „Schön, sehr schön, wir haben noch eine weitere Viertelstunde für unsere Kunst. Fräulein Langen, säuseln Sie uns mal ein Schumann'sches Lied, das ist mehr Ihr Fall. Na, na, voran! Schnell, schnell, Zeit ist Geld!“

Widerwillig hatte sich Lena erhoben. Ihr war die Luft vergangen. Die fatalen Witze des Professors, der Gesang der Krotoschinska, ihr eigenes Singen ekelten sie an. Eine tiefe Niedergeschlagenheit war in ihrer Seele. „Ihnen fehlen die Stimmittel“ — schwer, lastend waren diese Worte auf sie niedergefallen. O, wer Töne in der Kehle hätte, mächtig wie das Brausen der Orgel, voll und groß, wie Jene da im eleganten Kleid sie besaß. Fast wie Neid wollte es sie beschleichen — die brauchte nur den Mund aufzumachen und den Ton herorkommen zu lassen, der Professor war entzückt. Aber nein — mit einem Ruck stand Lena kerkengerade — nicht wie die Krotoschinska! Es gab eine andere Musik, die gefühlt sein wollte bis in die Fingerringen und bis in jede tiefste Faser des Innern.

Die Augen leuchteten dem Mädchen, frei stand sie da, kein Heft in den Händen; ihren Schumann kannte sie. Der Klavierspieler begann die weiche Begleitung, leise setzte sie ein. Ihre Stimme war leicht gedeckt, wie von einem Hauch, zu dieser Musik paßte sie aber. Verträumt, mit wehmüthiger Innigkeit kamen ihr die Töne von den Lippen; mit einem entrückten Ausdruck in den Augen schien sie in eine Ferne zu blicken. Sie sah nicht die weißgestrichenen Wände des Musiksaals, nicht das breite Fenster, durch das jetzt ein Strahl bleicher Winter Sonne auf ihre Stirn fiel. Die Hände lose ineinander gelegt, veränderte sie ihre Stellung nicht während des Gesangs, nur bei besonders tief empfundenen Stellen preßte sie die Finger fester ineinander und ein hohes Roth stieg ihr in die Wangen.

„Gut, sehr gut!“ Der Professor klappte leicht die Hände zusammen. „Sie haben Ausdruckvermögen, wie man zu sagen pflegt; Sie singen passionirt — ja, ja, Schumann haben Sie weg! Ihr Herz und Ihre Stimme verstehen sich da sehr gut. Haha!“ Der berühmte Mann sammelte bewundernde Blicke ein für diese seine Bemerkung, dann klopfte er sich auf den Magen: „Der da wird rebellisch. Ein gutes Mittagessen ist nicht zu verachten, auch ein Gemüth, ebenso wie Beethoven's „Neunte“ und Schumann's „Nichterliebe.“ Schluß, meine Damen! Und Sie, Fräulein Krotoschinska, Vorsicht, Vorsicht! Denken Sie an Ihr kostbares Material!“

Der Begleiter klappte den Flügel zu und reckte sich, er war ganz steif geworden von aller Kunst. Näsperrn, Füßscharren, dann plötzlich, wie loschehend, allgemeines Geschwatz. (Fortsetzung folgt.)

## Der Einfluß des Menschen auf die Natur.

Von Curt Grottewig.

Es hat ziemlich lange gedauert, ehe der Mensch zu der Einsicht kam, daß er nicht das Zentrum der Welt sei. Das geistige Streben seit dem Mittelalter besteht zum guten Theil darin, diese Einsicht zu gewinnen. Als Copernicus die Entdeckung machte, daß die Erde nicht der Mittelpunkt des Bestehenden, sondern ein Stern neben anderen sei, ein Planet, der sich um die Sonne bewege, da war der erste Anfang geschehen, dem Menschen seinen „Standpunkt“ klar zu machen. Aber nur allmählig vermochte die Wissenschaft die Stellung des Menschen in der Natur ohne Voreingenommenheit, ohne Ueberhebung zu ergreifen, und erst Darwin's Lehre beseitigte ein für allemal jegliche Sonderrechte, die der Mensch der Natur gegenüber beanspruchte. Der Mensch hat dieselben Beziehungen zur Erde wie alle anderen Lebewesen, seine Entstehung, seine Abstammung ist die der Thiere. Die darwinistische Lehre hat auf einmal volles Licht geworfen auf die winzige Bedeutung des Menschen im Weltall.

Und doch! die thatsächliche Gewalt, die der Mensch auf der Erde ausübt, ist durch jene Lehren nicht kleiner geworden. Mögen wir thierischer Natur sein und von Thieren abstammen, unsere Ueberlegenheit über jedes andere Lebewesen ist eine so ungeheure, ja, unser Einfluß auf die gesammte Natur ein so unermesslicher, daß der Mensch als ein ganz gewichtiger Faktor in der Entwicklung der Thierwelt, der Pflanzenwelt, ja der Bodengestaltung und verschiedener erdphysikalischer Verhältnisse betrachtet werden muß.

Man denke sich einmal in jene Zeit zurück, wo der Mensch noch selbst ein Thier war, ein affenartiges Wesen, das auf Bäumen lebte und sich von Früchten nährte. Damals hatte er keinen anderen Einfluß auf seine Umgebung wie jedes andere Säugethier. Er griff keineswegs nennenswerth verändernd in die Natur ein. Er nahm die Nahrung, die ihm zuwuchs, und bequeme sich im Uebrigen den Verhältnissen an, wie er sie vorfand. Möglich, daß er sich schon damals gegen die Mehrzahl seiner Feinde mit gutem Erfolge zu vertheidigen wußte, aber es ist fraglich, ob er sich an irgend ein Thier aggressiv heranwagte und so auf die Verbreitung oder Existenz desselben einen merklichen Einfluß ausübte. Eine Stufe höher stieg die Macht des Menschen, als er, vielleicht infolge seiner Körperstärke und der Kürze seiner Vordergliedmaßen das Baumleben aufgab und auf den Füßen zu laufen begann. Nun konnten sich seine Hände, von der groben Arbeit des Gehens befreit, ausbilden, und mit dieser Ausbildung hielt wahrscheinlich die Entwicklung des Gehirns gleichen Schritt. Was das Gehirn erfand, das brachte die immer geschickter werdende Hand zur Ausführung. Vor Allem lernte der Mensch Waffen gebrauchen. Der Anfang zu dieser Fähigkeit ist zwar auch bei Affen vorhanden, aber der Mensch brachte es dahin, dieselben mit besonderer Kunstfertigkeit herzustellen und systematisch gegen die Thiere anzuwenden. Er wurde Jäger. Wirkte er infolgedessen bedeutend mehr als früher auf den Bestand mancher Thiere ein, so ist es doch fraglich, ob sein Einfluß ein größerer gewesen ist, als etwa der des Löwen, Tigers oder Lämmergeiers. Als Jäger treffen wir den Menschen noch in der älteren Steinzeit. Aus Funden aus jener Zeit wissen wir, daß er sich an ziemlich große Thiere wagte, an das wollhaarige Nashorn, das Mammoth, den Bären, daß er aber außerdem eine ganze Menge anderer damals lebender und auch solcher Thiere erbenete, die noch jetzt existiren. Allein es giebt, wie bereits erwähnt, auch jetzt noch Thiere, deren Jagdbeute ebenso mannigfaltig ist. Und dann hat der damalige Mensch wohl keins der von ihm verfolgten Thiere ausgerottet. Dazu waren seine Waffen zu schlecht, seine Verbreitung zu gering.

War der Einfluß des Menschen auf die Natur zur älteren Steinzeit also nicht größer als der mancher Thiere, so wuchs er in der jüngeren Steinzeit ganz bedeutend. Der Mensch wurde jetzt Thierzüchter und Ackerbauer. Jetzt verfolgte er nicht mehr allein wilde

Thiere, sondern er zähmte auch solche Wesen, die ihm irgend welchen Vortheil gewährten. Das heißt aber naturwissenschaftlich, er trug ganz bedeutend zur Verbreitung, Vermehrung und zur Veränderung verschiedener Thiere bei. Wie und in welcher Reihenfolge sich der Mensch die Hausthiere erwarb, ist jetzt nicht mehr sicher festzustellen. Jedenfalls besaß er schon damals die wichtigsten von ihnen: das Rind, das Pferd, den Hund, das Schwein, das Schaf. Mehrere kommen aber erst in historischer Zeit hinzu, so wurde die Katze, die freilich schon von den alten Egyptern als heilig verehrt wurde, erst während der Kreuzzüge in Europa eingeführt, und damit erst wurde ihre Verbreitung eine allgemeine. Denn von hier führten sie dann die Spanier auch in Amerika ein, und später wurde sie auch nach Australien gebracht. Aber auch in diesem Jahrhundert sind bisher wildlebende Thiere vom Menschen in Zucht und Pflege genommen worden. Die Strauße in Südafrika werden erst seit Anfang unseres Jahrhunderts dort gezüchtet, und noch später nahmen sich auch die Amerikaner in Kalifornien des großen, kostbaren Federn liefernden Vogels an. Obwohl nun die Straußenzucht nur eine lokale Bedeutung hat, so trägt sie doch gerade ungeheuer dazu bei, den ansehnlichsten und merkwürdigsten aller Vögel, der sicher in Kürze dem Aussterben verfallen würde, zu erhalten, ja ihn zu verbreiten und in Tausenden von Exemplaren zu vermehren. Es giebt natürlich außerdem noch eine nicht unbedeutliche Zahl von Hausthieren, die nur lokal gehalten werden, oder die nur bei uns selten sind, wie z. B. der Esel. Aber unzweifelhaft ist die Verbreitung des Esels eine riesige; in allen etwas wärmeren Ländern hält, d. h. mißhandelt man dieses ungemein nützliche, ganz mit Unrecht als dumm verschrieene Hausthier. Ziemlich verbreitet ist auch das Reuthier, mit dessen Hilfe der Mensch auch in hochnordische Länder vorzudringen vermag. Aber selbst bei diesem Thiere ist die Grenze der Verbreitung noch keineswegs erreicht. Vor einiger Zeit wurde der Versuch gemacht, das Reuthier in Alaska einzubürgern, nachdem dessen ursprüngliche Bevölkerung durch die fast vollständige Ausrottung des Walfisches, des Walrosses und anderer Seethiere in große Noth gerathen war. Die Noth war allerdings zum Theil auch dadurch entstanden, daß man gegen das in Alaska einheimische wilde Reuthier, das man freilich nicht zu zähmen verstand, einen schonungslosen Vernichtungskampf geführt hatte. Nun wurden aus Sibirien kultivirte Reuthiere in Begleitung ihrer lappländischen Pfleger nach Alaska gebracht. Sie haben sich hier gut vermehrt, aber nach einer Schätzung dürfte das Land neun Millionen Reuthiere ernähren können. Wenn diese Zahl nun auch in absehbarer Zeit wohl nicht erreicht werden wird, so sieht man doch gerade an diesem Beispiele, welche Macht der Mensch auf die Verbreitung von Thieren eventuell haben kann. Als lokal verbreitete Hausthiere seien hier nur noch das Lama in Südamerika erwähnt, und der Agami, ein Vogel, welcher von den Indianern im Flußgebiete des Amazonasstromes gehalten wird und ihnen als Wächter und Aufseher, ähnlich wie der Hund, dient.

Gegenüber dem ungeheuren Reichthum der Natur an verschiedenen Thierarten sind allerdings die Hausthiere in verhältnißmäßig nur wenigen Spezies vertreten. Aber darin zeigt sich ja gerade der ungeheuerere Einfluß des Menschen, daß er diese wenigen Arten über alle anderen Thiere emporhebt, sie der Natur gewissermaßen aufdrängt, keine Mühe scheut, sie in ungezählten Millionen zu hegen und zu verbreiten. Und in manchen Distrikten und nicht nur in den Großstädten könnte man fast zu der Meinung kommen, daß es wilde Thiere garnicht mehr giebt, daß alle nur von der Gnade und im Dienste des Menschen leben.

Wenn der Mensch eine beeinträchtigende Wirkung auf die Mannigfaltigkeit der Natur ausübt, so liegt doch dafür eine gewisse Entschädigung darin, daß er von jeder Art eine Menge von Sorten, Rassen und Varietäten gezüchtet hat. Was sonst nur die Natur besorgte, die Körperkonstitution eines Wesens zu verändern, das hat nun in vielen Fällen der Mensch übernommen. Er ist damit Schöpfer neuer Thier-

formen geworden. Verschiedene Rassen, z. B. solche des Hundes, giebt es schon in ältester historischer Zeit. Diese sind jedenfalls in der Pflege des Menschen entstanden, wie sich denn fast alle wilden Thiere, die der Mensch in Zucht nahm, durch die Züchtung allein veränderten. Allein die Entstehung von neuen Rassen mag zunächst zufällig, ohne Absicht des Menschen erfolgt sein. In jedem kleinen Lande wurde ein Thier anders gehalten, anders gefüttert, anders verwendet, so bildeten sich naturgemäß Verschiedenheiten heraus, die in ihrer Gesamtheit die Merkmale einer Rasse bildeten. Auch die Bastardirung von Pferd und Esel und die Erzeugung von Maulthieren und Maulesel mag zunächst ohne vermittelnden Eingriff des Menschen geschehen sein. Aber nachdem man öfters gesehen, wie beide Thiere sich paarten, und das Produkt dieser Paarung sich als höchst nützlich und brauchbar erwies, da nahm der Mensch die systematische Züchtung von Maulseln und Maulthieren in seine Hand. Ähnlich mag es nun überhaupt bei der Züchtung neuer Formen von Hausthieren gewesen sein. Thatsache aber ist, daß die eigentliche planmäßige, systematische und gewerbmäßige Züchtung neuer Hausthierrassen erst in neuester Zeit in Angriff genommen worden ist. Erst mit der wissenschaftlichen Begründung der Landwirtschaft in diesem Jahrhundert nahm jene einen ungewohnten Aufschwung, und die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl Darwin's mag der künstlichen einen sehr belebenden Antrieb gegeben haben. Jetzt nun sind die wichtigsten und selbst unwichtige Hausthiere, wie die Taube, in vielen, oft Hunderten von Rassen oder Varietäten vorhanden. Unter der züchtenden Hand des Menschen sind also Tausende neuer Formen entstanden. Und mitunter ist der Erfolg staunenswerth. Windhund, Teckel und Mops oder Kropftaube, Wörchentaupe und Pfauentaube scheinen nicht Thiere derselben Art, nicht einmal derselben Gattung zu sein.

Neben den Hausthieren giebt es indeß doch noch verschiedene Thiere, denen der Mensch ebenfalls seinen mächtigen Schutz in gewisser Weise angedeihen läßt. So schlägt er durch Jagd- und Fischereigesetze verschiedene Thiere, die ohne solche Verordnungen vielleicht längst ausgestorben oder doch bedeutend vermindert wären. Wo diese Gesetze nicht ausreichen oder nicht vorhanden sind, sorgen öffentliche Belehrungen dafür, gewissen Thieren, die uns nützlich sind, Sympathie und Schonung, womöglich gar Verbreitung zu erwirken. Thiere, wie Igel, Maulwurf, Spinne, die früher Jeder verfolgte, werden heute bereits von Vielen geschont, da die Wissenschaft, die jene Thiere als nützlich erkannt hat, immer mehr und mehr in's Volk dringt. Oft hängt es nur von einem Worte ab, um über das Schicksal von unzähligen Thieren zu entscheiden. Die drahtische Mahnung einer ziemlich verbreiteten Gartenzeitung: „Wer einen Marienkäfer tödtet, rettet Tausenden von Blattläusen das Leben“, mag manchen Gartenbesitzer, der früher den Käfer blindlings, wie alles „Gewürm“, vernichtet hat, dazu bestimmt haben, den treuen Freund in der Bekämpfung der schrecklichen Blattlausplage sorgsam zu schonen. In Gärten findet man jetzt häufiger wie sonst Mistkästchen für Insekten vertilgende Vögel, und zwar jeden Bau den Gewohnheiten des betreffenden Thieres genau angepaßt. Selbst hier also greift die neuere Wissenschaft helfend ein, und mit ihr wird die Macht des Menschen über die Existenz der Thiere nur um so größer. Bisweilen kommen auch arge Mißgriffe vor, die trotz alledem für die Größe des menschlichen Einflusses auf die Thierwelt bezeichnend sind. So führte man in Australien die Spagen ein, um der unzähligen Insekten Herr zu werden, welche dort die Getreidefelder sehr verwüsteten. Die Spagen trugen zwar nun zunächst zur Dezimierung der Schädlinge merklich bei, allein bald waren sie zu der Einsicht gekommen, daß das Getreide ebenfalls keine zu verachtende Speise sei, und so plünderten sie nun die Felder ihrerseits in einer Weise, daß man die herbeigeschickten Gäste nun gern wieder los werden möchte. Die Spagen sind in Australien eine fürchterliche Plage geworden, auf ihren Kopf ist sogar ein Preis gesetzt. Ein ähnlicher Fall ereignete sich in Jamaika. Hier führte man im Jahre 1872 zur Vertilgung der

Ratten, die das Zuckerrohr vernichteten, Mungos aus Indien ein. Die Thiere thaten zunächst ihre Schuldigkeit ganz ausgezeichnet, es war in kurzer Zeit überhaupt keine Ratte mehr zu sehen. Das Thier dachte aber nun nicht daran, zu verschwinden, sondern richtete sich in dem schönen Jamaika häuslich ein. Es nahm nun Alles, was es bekommen konnte, allerlei Hausgeflügel, junge Katzen und Hunde, wagte sich selbst an Lämmer, junge Schweine und neugeborene Kälber. Es erjagte Rebhühner, Wachteln, Perlhühner, Schnepfen, überhaupt alle Vögel, die am Boden nisten, und verzehrte ihre Eier. Ja, es lernte sogar Fische fangen und rottete die 27 Arten von einheimischen Reptilien ganz und gar aus. Es schien, als sollte die gesammte Thierwelt Jamaikas durch die Mungos ausgerottet werden. Da erstand diesen Thieren in einer Stechfliege ein gefährlicher Feind, der sie außerordentlich belästigt. Gegenwärtig sind sie in bedeutender Abnahme begriffen, und schon lassen sich wieder Klagen über die Schädigung des Zuckerrohrs durch Ratten vernehmen.

Man sieht aus diesem Beispiele nicht nur, wie der Mensch mit Absicht Thiere verbreitet, sondern zugleich auch, welche enorme Einwirkung er unbewußt auf die Verteilung thierischer Machtverhältnisse ausübt. Die unbeabsichtigte Verbreitung von Thieren durch den Menschen ist besonders seit dem gewaltigen Wachsen des internationalen Verkehrs eine ungeheuerere. Zwar auch in alten Zeiten sind durch die Wanderungen der Völker eine Menge Thiere verbreitet worden. In den Anfängen bestanden diese freilich meist nur aus Parasiten, eine unangenehme, aber numerisch sehr bedeutende Gesellschaft. Mit der beginnenden Viehzucht und dem Ackerbau kamen außer den Parasiten der Thiere noch die sämtlichen Schädlinge dazu, die sich an menschliche Behausungen und Kulturstätten festhaften, Mäuse, Ratten, Spagen, verschiedene die Felder schädigende Thiere und andere. Seit die Schifffahrt nach überseeischen Ländern aufgenommen hat, seitdem der Güterverkehr, aber auch der Personenverkehr so mächtige Fortschritte gemacht hat, ist die zufällige Verschleppung von Thieren eine ganz gewaltige. Der große Verkehr hat natürlich auch die bewußte Verbreitung von Thieren außerordentlich begünstigt. Aber in jeder Frucht- und Getreidebehandlung befinden sich zahllose Insekten, sei es im erwachsenen Zustande, sei es als Larve, Puppe oder Ei. Mit Amerika besonders haben wir auf diese Weise eine gute Anzahl schädlicher Kerbtiere ausgetauscht, vom Koloradokäfer und der San José-Schildlaus sind wir zum Glück bis jetzt noch verschont geblieben. Es wurde oben erwähnt, daß die Spagen absichtlich in Australien eingeführt wurden, nach Nordamerika und nach anderen Ländern sind sie aber ohne diese Absicht verschleppt worden. Besonders aber wurde die Ratte mit den Schiffen nach allen Erdtheilen „gratis und portofrei“ verschickt.

Der Mensch fördert jedoch nicht nur die Verbreitung der Thiere, er trägt mit ebenso großer Macht und ebenso reichen Mitteln auch zu ihrer Vernichtung bei. Als fleischverzehrendes Wesen sucht er eine Menge der verschiedenartigsten Thiere zu erbeuten. Die Speisefarte der Menschheit ist äußerst mannigfaltig. Durch Kraft und List wußte er von jeher seiner Beute habhaft zu werden, in der Gegenwart erleichtern ihm furchtbar wirkende Waffen, sowie sinnreich konstruirte Fanggeräthe aller Art die Gewinnung seiner Beute. Die Versorgung der Menschheit mit Fleisch kostet jährlich ungezählten Millionen von Thieren das Leben. Alle diese Wesen würden sich ohne den Menschen, der ihnen bei weitem der grimmigste Feind ist, weit besser entwickeln, als sie es jetzt können. Ohne Zweifel hat der Mensch schon in den ältesten Zeiten Thiere durch seine stete schonungslose Verfolgung ausgerottet. In geschichtlich nachweisbarer Zeit ist dies mehrfach der Fall gewesen. So ist der Ur, der früher in Nordeuropa häufig war, seit mehreren Jahrhunderten vollständig ausgestorben. Dasselbe Schicksal widerfuhr in neuerer Zeit auch der Dronte, einem großen, durch seine Eier und sein Fleisch sehr nützlichen Vogel der Insel Mauritius, der besonders von den dort lebenden Europäern erbarmungslos verfolgt und zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts ausgerottet wurde. In diesem Jahr-

hundert verschwand der Riesen-Alt, ein großer Vogel der nordischen Länder aus gleicher Ursache für immer von der Erde. Andere sehr stattliche und sehr nützliche Thiere sind im Aussterben begriffen. So wird dem amerikanischen Biffel, der früher in ganz Nordamerika heimisch war, infolge einer unvernünftigen Vernichtungsjagd in kurzer Zeit die letzte Stunde geschlagen haben. Auch sein europäischer Vetter, der Wisent, der früher überall in Mitteleuropa zu finden war, führt jetzt im Kaukasus und im Walde von Bialowicza in Litthauen ein kümmerliches Dasein.

Je mehr sich die Kultur ausbreitet, umso mehr entzieht der Mensch auch den Thieren, natürlich mit Ausnahme derer, die er geflüchtlich schont, den Platz und die Möglichkeit ihrer Verbreitung. Jedes Stück Wald, das in Ackerboden verwandelt wird, drängt Rehe, Hirsche, Füchse und andere Waldthiere zurück. Jeder Quadratmeter Landes, der als Baugrund benützt wird, entzieht der im Freien lebenden Thierwelt neuen Boden. Es kann daher geradezu als ein Maß für die Kulturhöhe eines Landes betrachtet werden, ob und in welcher Anzahl ein bestimmtes Thier in ihm noch vorhanden ist. Die Geschichte des Elenthieres, dieses alten Riesenhirsches, ist in dieser Beziehung sehr lehrreich. Kurz vor Beginn unserer Zeitrechnung, zu Cäsar's Zeit, war das Elen in Gallien und Deutschland, und wohl überhaupt in ganz Europa, mit Ausnahme der südlichen Halbinseln, sehr verbreitet. In Gallien, dem Lande, das nach jenen Halbinseln am frühesten einen kulturellen Höhepunkt erreichte, starb das Thier bereits im zweiten Jahrhundert aus. Im westlichen Deutschland ging es erst im zwölften Jahrhundert unter, nachdem man vergeblich strenge Jagdverordnungen zu seinem Schutze erlassen hatten. In Ostdeutschland wird das Elen noch im Jahre 1488 als ein ziemlich verbreitetes Thier erwähnt. Erst im vorigen Jahrhundert starben die Elenthier in Baiern und Sachsen, 1776 auch in Schlesien, dann auch in Pommern und in Ungarn aus. Die Provinzen Ost- und Westpreußen waren damals die eigentliche Heimath des Elenthieres; hier fühlte es sich wohl. 1795 verschwand es auch aus Westpreußen. In Ostpreußen wurde es nun zwar auch seltener, besonders seit 1848, wo die Jagd auch Bürgerlichen eingeräumt wurde, aber ganz ausgestorben ist es hier auch heute noch nicht. Allerdings wird es hier in einigen Forsten direkt gehegt. Einige gute Jagdgebiete des Elen sollen noch in Scandinavien vorhanden sein. Die Heimstätte des Elenthieres ist aber gegenwärtig Rußland, wo es thatsächlich blüht und gedeiht. Und wenn es für dieses Land auch nicht gerade sehr schmeichelhaft ist, so ist es doch wahr, daß das Elen in Rußland seinen Verbreitungsbezirk immer mehr ausdehnt.

Der Kultur müssen vor Allem aber auch die Thiere weichen, die dem Menschen selbst gefährlich sind. Bären und Wölfe sind daher in den hochkultivirten Ländern längst ausgerottet. Auch dem Löwen und manchem anderen gewaltigen Thiere steht der Untergang in nicht allzu ferner Zeit bevor. Die Vernichtung schädlicher Thiere wird heutzutage bereits in vielen Gegenden systematisch betrieben. Auf den Fang von Kreuzottern ist fast überall ein Preis gesetzt. Für die Vernichtung der Reblaus bestehen in fast allen Weinbau treibenden Ländern bestimmte Verordnungen. Wie bei der Verbreitung nützlicher, so wirken auch bei der Ausrottung schädlicher Thiere öffentliche Belehrungen. Den Maitäfern, verschiedenen Obst- und Forstschädlingen wird systematisch mit den Mitteln, die Wissenschaft und Technik an die Hand geben, zu Leibe gegangen. Und dabei hat der Mensch eigentlich erst in diesem Jahrhundert angefangen, sich eine wirklich reale, von der Thatsächlichkeit ausgehende Wissenschaft zu erringen und damit eine höhere Herrschaft über die Natur zu bekommen. Es steht aber zu erwarten, daß gerade von jetzt an die Macht des Menschen stetig steigt und damit auch sein Einfluß über die Thierwelt, seine Fähigkeit, die Verhältnisse der Thiere nach seinem Willen und Nutzen zu regeln, unaufhörlich wächst.



Im norwegischen Hochgebirge. Originalzeichnung von E. S. Compton.

## Ein Alaunberg.

Von Fred Good.

Der Alaun, dieses schon im Alterthum bekannte Salz, das heut' in der Technik, insbesondere aber in der Färberei und Weißgerberei eine sehr umfangreiche Verwendung findet, gewinnt man aus Gesteinen, in denen sich der Alaun bereits fertig vorfindet, oder aus denen er durch Hinzufügung fehlender Bestandtheile entstehen kann. Es geschieht dies z. B.: indem man die sogenannten Alaunerze (Alaunschiefer, Alumit usw.), welche bei ihrer Verwitterung den wichtigsten Bestandtheil des Alauns, schwefelsaure Thonerde, bilden, zuerst der Einwirkung atmosphärischer Einflüsse aussetzt, sie sodann mit Wasser ansaugt, der Flüssigkeit schwefelsaures Kali oder Ammoniak zusetzt und aus der Lösung die Salze anstrahllösigt. Bei dichteren Gesteinen geht ein Glühen oder Rösten derselben voraus, um sie mürbe zu machen.

Weit seltener als die Alaunerze, ist der natürliche Alaun, welcher sich in unreinem Zustande an der Nordküste von Sizilien, auf dem Kap Miseno, der Solfatara bei Neapel und an einigen anderen Orten vorfindet. Es dürfte aber den Leser überraschen, auch von einem wirklichen massiven Alaunberg zu vernehmen, dessen sich das an Mineralreichtum so überaus reiche China rühmen kann.

Der Engländer G. S. Parker, der China vor einigen Jahren bereiste, hörte, als er sich am Hafen Wenchow, in der Strandprovinz Cheh-Kiang befand, von diesem Berge erzählen und machte sich sofort dorthin auf den Weg. Er reiste von Wenchow aus südlich bis zu der Stadt Shui-an, kreuzte dann den Fei-lung oder Fluß des „Fliegenden Drachen“, und fuhr an einem kleinen, der Fluthwirkung unterworfenen Flusse bis zu einem Orte Namens Tien-tfang. Hier nahm er ein zweites Boot, segelte mit der Fluth flussaufwärts und gelangte nach einem Orte Namens Liu-shih, von wo er vierzehn Meilen (engl.) weit durch eine liebliche Berglandschaft nach dem Fan-shan oder „Alaunberge“ wanderte. So weit er durch genaue Fragen am Ort feststellen konnte, hatte nur ein einziger Weißer vor ihm dieses Bergwerk besucht, und das scheint der Missionar Güstlaff gewesen zu sein, welcher vor fünfzig Jahren allein die Küsten von China und Siam bereiste.

„Die Anwesenheit von Alaun,“ so erzählt Parker, „wurde mir schon in einiger Entfernung von diesem Berge auf eine zwingende und ziemlich unangenehme Art und Weise zum Bewußtsein gebracht. Jedesmal, wenn ich in China in einem Wirthshaus oder sonst an einem Punkte rastete, hatten mir meine Diener bestimmte Erfrischungen in festgesetzter Folge zu verabreichen, ehe ich mich auf irgend welche Verhandlungen mit den Leuten einließ. Der erste dieser

Genüsse war stets ein flacher Holzbeimer mit kaltem Wasser nebst „Hotel-Lappen“, einer Art Handtuch, das in heißes Wasser getaucht wird, und mit dem sich alle Gäste das Gesicht vom Staub reinigen. Ich war gewohnt, mein holdes Antlitz mit offenen Augen einzutauchen, um den Staub aus den Augewinkeln zu entfernen. Aber diesmal hatte ich den Kopf kaum in das Wasser gesteckt, als ich bemerkte, daß meine Augen und Lippen wie mit Heftpflaster bedeckt waren. Natürlich war dies die Wirkung des Alauns; ich hatte nicht bedacht, daß alles Wasser am Ort stark damit gesättigt sein mußte. Thatsächlich muß in diesem Dorfe alles zum Kochen oder Theebereiten nöthige Wasser durch Kulis aus beträchtlicher Entfernung in Einern herbeigetragen werden. Doch war kein edler Theil verlegt, und ich machte mich gleich an's Werk, die Dorfbewohner auszufragen, bevor ich das Bergwerk selbst besuchte.“

Der größte Theil des gewonnenen Alauns wird nach einem Hafen Namens Chih-ki gebracht, der zehn Meilen östlich von dem Alaunberge liegt. Von da wird er in Oschunken (chinesischen Fahrzeugen) nach Ningpo, dem Mittelpunkte des Alaunmarktes, befördert. Die jährliche Gesamtausfuhr nach Ningpo wurde auf 200 000 Peculs oder 12 000 Tonnen geschätzt.

Am nächsten Morgen ging der Reisende den Berg besichtigten. Er bildet eine isolirte Masse, hat an seiner Basis einen Umfang von etwa zehn Meilen und erhebt sich 1000 oder 1200 Fuß über das Niveau der Ebene. Das Volk behauptete, es wäre eine gediegene Masse Alaun. Allem Anscheine nach hatte es nicht so ganz Unrecht; denn der Berg erschien durch zahlreiche Generationen von Menschen durchlöchert, durchbohrt und nach allen Richtungen hin aufgerissen. Wo man noch unberührten Boden fand, da hatte er das Aussehen einer halbverwitterten Mischung von gewöhnlicher Erde und Sandstein. Hier und da lagen große Alaunsteinblöcke verstreut, „etwa wie Rosinen und Korinthen in einem Plum-Budding“. Man weiß hier nichts von chemischen Künsten zur Gewinnung des Alauns, und es ist auch kein Geheimniß dabei. Man hat nur die Steine herauszubringen und sie zur weiteren recht simplen Behandlung nach den Schächten zu befördern. Diese Defen sind zum Schutze gegen die Elemente ummantelt, und die Alaunblöcke werden innerhalb derselben in Form zweier loser Wände aufgeschichtet. Zwischen diesen brennt ein sehr gelindes Reisigfeuer.

Die chinesischen Arbeiter bedienen sich einer ebenso sinnreichen wie einfachen Maschine, um sich die Arbeit des Aufschichtens zu erleichtern. Eine lange Stange wird wie ein Sturmbock außerhalb der Thür des Ofens aufgehängt, und zwar so, daß sie nach innen hin hoch geschwungen werden kann; auf das innere Ende werden Alaunblöcke gebracht, und nun haben drei Leute vermittelst Stoß und Drehung die

Stange so geschickt, daß die Blöcke bis zur Höhe der Wand geführt und dann nach rechts oder links übergekippelt werden; sie fallen oben auf die bereits aufgeschichteten Blöcke und erhöhen so die Wand. Die Steine bleiben nun hier, wie in einem Kalkofen, liegen, bis die Hitze sie erweicht; dann werden sie in große, in den Boden eingelassene Holzkufen gebracht, und dort einige Minuten lang mit Wasser gelöst.

Aus den Kufen werden sie nach flachen Gruben befördert, in diesen ausgebreitet und mit Knütteln zu kleinen Stücken zerschlagen. Dicht dabei befindet sich eine zweite Reihe von Kufen, in welchen diese Stücke drei Tage und drei Nächte lang in Wasser aufweichen. Die entstehende Flüssigkeit hat fast genau das Aussehen von Lebkalk. Sie wird in einem riesigen Lehmkessel gefüllt, der mit der Hinterseite des Schachofens durch Flammenrohre verbunden ist, so daß er seine Hitze von demselben Ofen bezieht, der die Alaunblöcke erweicht. Diese Lehmkessel sind im Prinzip denjenigen sehr ähnlich, welche die Chinesen in Siam und auf der Malayischen Halbinsel anwenden, um reines Zinn aus dem Erz zu gewinnen. Sie könnten garnicht billiger oder ökonomischer eingerichtet sein. Den Boden des Lehmkessels bildet eine kleine eiserne Pfanne, welche der Einwirkung des Feuers Widerstand bietet und den zylinderförmigen Lehmwänden als feste Basis dient. In halber Höhe des Kessels wird ein zweites Feuer in einem sich herumwindenden Heizkanal unterhalten, so daß die Hitze gleichmäßig über die ganze Innenseite vertheilt wird. Ist die Flüssigkeit bis auf Syrupsdicke eingedickt, so wird sie mittels Stellen in großer die Erde eingelassene Steintröge geschöpft, wo sie sich dann abkühlt.

Das reine Alaunsalz krystallisirt bis zu einer Dicke von ungefähr sechs Zoll und bildet in den Trögen eine Platte, die wie Lichtalg oder Seife aussieht.

Hat sich der Alaun ganz abgekühlt, so wird er zu Stücken zersägt. Aus dem schönen, klaren Produkt werden Blöcke von zwei Größen, zu einem bezw. einem halben Zentner Gewicht, hergestellt und diese werden durch Kulis nach Chih-ki, dem Hafen, getragen.

Es wurde dem Forschungsreisenden erzählt, daß 24 Siedehäuser, alle von der gleichen Größe und Leistungsfähigkeit, in vollem Betriebe wären und daß keines mehr als 10 000 Peculs, d. h. 600 Tonnen jährlich produzierte. Das gewöhnliche Ergebnis eines Tagewerks schwankt zwischen zwanzig und vierzig Peculs, je nach Jahreszeit und Umständen. Beim Sieden sind ungefähr 2000 Arbeiter beschäftigt und doppelt so viel Kulis besorgen die Beförderung des Alauns nach dem Hafen. Wenigstens die Hälfte dieser Träger sind Frauen von nichtchinesischer Abstammung, „Zika“ genannt — eine halb wilde Rasse, die man als chinesische Zigeuner bezeichnen könnte.

## Meister Tobias.

Von Carlot Gottfried Reuling.

(Schluß.)

Der Meister glaubte, daß man das Hämmern seines Herzens hören müsse, so bang war ihm zu Muthe. Das war Karl, der fleißige Bub, der Ausbund von einem Menschen! Tobias setzte zum Sprechen an, brachte aber keinen Laut hervor, so trocken war ihm die Kehle. Mehrere Sekunden starrte er fassungslos den Verkommenen an; endlich würgte er mühsam hervor: „Freilich, das hält' ich nie geglaubt. Aber Mensch, sag' nur, was hast Du angestellt, daß Du so — so —“

Er konnte nicht weiter reden: der Gedanke an Lene schloß ihm die Lippen.

„Wie's eben so geht,“ knurrte Karl. „Wenn man mal auf den schiefen Boden gekommen ist, giebt's kein Halten mehr. Der Schnaps und die Karten — und dann die Grete, das pugsüchtige Ding. Jetzt zieht sie, weiß Gott, wieder mit wem herum, und ich —“

Ein heftiger Hustenanfall zwang ihn zu minutenlangem Schweigen. Als er sich wieder erholt hatte, erzählte er weiter, daß er sich lange ohne Arbeit

herumgetrieben und zuerst aus Noth einen Diebstahl begangen habe. Einige Zeit wurde er nicht ertappt; endlich traf ihn die Strafe. Nachdem er zum ersten Mal im Gefängniß geessen hatte, war es aus mit ihm. Es ging immer schneller bergab, die Strafliste schwoll immer mehr. Der letzte Diebstahl trug ihm über zwei Jahre Zuchthaus ein. Bei seiner Entlassung war er schon krank, und das Bettlerleben rief die wenigen Kräfte rasch auf.

„Da sagt' ich mir, Du gehst heim und stirbst dort, anstatt wie ein Hund hinter der Hecke,“ schloß er seinen Bericht. „Bis gestern hab' ich mich durchgebettelt; die Nacht lag ich im Hen. Aber wie ich hierher gekommen bin und da 'mutter gesehen hab', wo die Mutter wohnt, da hat's mich auf einmal gepackt. Die Beine sind in's Zittern gekommen, und es ist nicht weiter gegangen. Wenn mich der Polizeidiener wegen Vagabondirens in's Loch führt — die Schand' der Mutter anthun — die Schand' —“

Die rauhe Stimme ging in unverständliches Murmeln über. Er hochte sich auf einen Stein und

stierte dumpf vor sich hin. Die Sonnenstrahlen huschten über sein bleiches Gesicht, spielten um die beulenreichen, schäbigen Hut. Auch Tobias fand keine Worte; er mußte immer an Lene denken. Er darf die Wahrheit nicht erfahren; ihr Karl ein Lump, ein Zuchthäusler — das bricht ihr das Herz. Aber was anfangen, was anfangen?! rief es beständig ihm. Er zerkaute sich die dünnen, weißen Strähnen rief an seiner langen, geraden Nase und fuhr ein mal um das andere über das gutmüthige, rund Gesicht. Plötzlich schien ihm ein Gedanke zu kommen, ja, ja, so kann es gehen!

„Du darfst Deiner Mutter nicht in diesem Augenblick vor die Augen kommen, Karl,“ sagte er endlich unsicher.

Der Andere nickte. „Weiß, weiß! Aber wenn ich hier sterb' und der Förster findet mich, ist's die gleiche Geschichte.“

„Neb' doch nicht gleich vom Sterben. Du mußt in's Landkrankenhaus.“

„Mit den Lumpen auf dem Leib? Und du

„Weg kann ich nicht laufen. Ich halt's nicht mehr so lang aus.“

„Ich will Dir helfen, Karl. Setz' Dich in's Gebüsch, dort wo die Sonne hinscheint. Ich lauf' schnell heim, hol' Kleider und ein paar Pfennig hab' ich auch noch. Dann bring' ich Dich zur Bahn und Du fährst in's Landkrankenhaus. Zur Station wirst Du doch laufen können?“

„Wird schon gehen. Wenn ich nur die Mutter nicht seh'.“

„Hast Du Hunger, Karl?“

„Seit gestern keinen Bissen gegessen!“

Der Meister griff rasch in die Tasche und zog ein Butterbrot hervor. „Da is“, sagte er freundlich. „In zwei oder drei Stunden, schätz' ich, bin ich wieder da. So lang mußt Du schon allein bleiben.“

Er wandte sich um und trabte so schnell er konnte nach Hause. Glücklicherweise ging es bergab, und seine alten Beine nahmen es mit manchen jungen auf. Von Zeit zu Zeit zwängte er die dicke silberne Zwiebeluhr aus der Tasche und warf einen ängstlichen Blick auf sie. Er mußte in's Haus gelangen, so lange Frau Lene in der Nachmittagskirche war, sonst würden ihre scharfen Augen das Bündel entdecken und er angehalten werden. Der Alte rampte über die Stoppelfelder; große Schollen hängten sich an seine Schuhe; sein Athem ging schwer. Aber vorwärts, vorwärts, sonst wird es zu spät. Endlich stand er vor der Hinterthür; Gott Lob und Dank, Niemand zu Hause! Schnell raffte er seinen besten Anzug zusammen, nahm ein Paar Schuhe vom Brett, zog Wäsche hervor, steckte Brot und eine Flasche Schnaps zu sich. Nun noch die Schublade aufgerissen, in welcher die Schachtel mit seinem Vermögen stand. Er zählte in fliegender Hast: sechs Mark fünfundsiebzig Pfennig — das reicht ja längst. Ebenso vorsichtig wie er gekommen, schlich er sich mit seinem Bündel durch den Hohlweg zurück. Es war die höchste Zeit; schon läuteten die Glocken; die Kirche war aus. Von den spielenden Kindern kümmerte sich Niemand um den Meister, der, aus tiefster Seele aufathmend, wieder dem Walde zueilte.

Nachdem Karl das Butterbrot gegessen und sich ein warmes Plätzchen ausgesucht hatte, schlief er vor Müdigkeit ein. Nichts regte sich im ganzen Umkreis. Nur einmal strich eine große Waldtaube heran, ruhte kurze Zeit auf der höchsten Spitze der Tanne und setzte dann ihren Flug weiter fort.

Die Sonne bligte schon seitwärts durch die Stämme, und ein kühler Wind wehte, als Tobias sein Ziel erreichte. Er schüttelte den Schläfer, der ihn aus verwirrten Augen anstarrte.

„He, Karl, komm zu Dir! Wir dürfen keine Zeit verlieren. Da hast Du die Sachen, zieh Dich an. Hörst Du?“

Karl nickte mechanisch. Der Meister sah besorgt auf seine feberglihenden Wangen. „Willst Du noch was essen?“

„Hab' keinen Hunger mehr.“

„Dann nehm' einen Schluck.“

Er reichte ihm die Flasche. Jener that einen langen Zug. „Das wärmt“, sagte er, „jetzt ist mir schon besser. Ihr seid recht gut, Meister.“

Tobias antwortete nicht, sondern drängte ihn, Kleidung und Schuhe zu wechseln. Endlich war es geschehen, und er fragte Karl, ob er den anderthalb Stunden weiten Weg jetzt gehen könne, um zur Eisenbahn zu gelangen. „Natürlich“, meinte der Bursche, und sie stiegen langsam den schlüpfrigen Fußpfad bergab. Oft mußten sie stehen bleiben; Karl's Kräfte schienen erlahmen zu wollen. Aber immer raffte er sich wieder auf, und nach zweistündigem Marsche lag die Station nahe vor ihnen.

„Weiter geh' ich nicht mit Dir, sagte Tobias zu seinem Begleiter. „Auf der Bahn könnte mich Jemand kennen, weißt Du!“ Er griff in die Tasche und zog sein ganzes Vermögen heraus. „Da hast Du Geld, Karl, der Zug wird gleich kommen. Du fährst bis zur Stadt und läßt Dich im Krankenhaus aufnehmen. Dann schreib' an die Mutter.“

Ueber die Büge des Landstreichers lief ein heftiges Zuden.

„Ich möcht' Euch gern dankbar sein, Meister,

aber ich fürcht', ich kann's nimmer. Das gerad' Ihr mir das thut, den ich zuerst bestohlen hab' —“

„Mach, daß Du an den Zug kommst, schnell!“

„Vergelt's Gott, Meister! An mir liegt ja nichts, aber die Mutter —“

Er humpelte dem Stationshause zu. Tobias trat in den Schatten der Gebüsch zurück. Zehn Minuten später rasselte der Zug weiter, welcher Karl dem Landkrankenhaus zuführte. — — —

Heute machte Meister Tobias keinen blauen Montag. Er hämmerte auf das Leder, als solle er tausend Schuhe fertig bringen. Er wußte, daß Frau Lene nicht das Zimmer betrete, wenn sie ihn klopfen hörte; bei der Arbeit störte sie ihn um keinen Preis. Und er hätte nicht gewußt, wie er ihr unter die Augen treten sollte.

Als aber das Klopfen auch am folgenden Tag gar kein Ende nehmen wollte, wurde Frau Lene der ungewohnte Fleiß des Meisters zum mindesten bedenklich. Sollte ihn ihre Mahnung am Samstag wegen der neuen Stiefel zu so unerhörter Thätigkeit angespornt haben? Einen solchen Erfolg hatte sie niemals errungen. Nun, bis morgen wollte sie noch warten, dann aber wieder einmal nach dem Rechten sehen.

Am nächsten Morgen kletterte der Briefträger in aller Frühe die Treppe hinauf. Ein Freudenblick überflog Lenens Büge. Ein Brief an sie! Der konnte nur von ihrem Karl sein. Wenn auch Frau Lene Gedrucktes mit einiger Geduld lesen konnte, so bereiteten ihr alle Schriftstücke eine namenlose Qual. Sie schlüpfte deshalb immer zu ihrem Nachbar; der wußte die krauseste Handschrift zu entziffern. Sie hastete so schnell wie möglich hinunter und trat in das Stübchen.

Als Tobias sie freudestrahelnd mit dem Briefe eintreten sah, mußte er sich setzen, so schwach wurden ihm plötzlich die Beine. „Ein Brief von meinem Karl, Meister. Schnell, lest ihn vor!“

Seine zitternde Hand tastete nach der Brille mit den großen runden Gläsern. Frau Lene merkte in ihrem Herzensjubiläum nicht, wie gelb der Alte aussah. Er holte tief Athem und las mit stotternder Stimme den Brief, den er mit Karl auf dem Weg nach der Bahn verabredet hatte. Er schrieb, daß er aus der Schweiz nach Hause hätte wandern wollen, aber nicht bis in die Heimath gekommen, sondern im Krankenhaus liegen geblieben sei.

Frau Lene hörte ihm mit vergeisterten Augen zu. „Der arme Bub“, rief sie schluchzend, „gewiß hat er zuviel geschafft. Davon ist er krank geworden. Und unter fremden Menschen liegt er, wo er nicht mal seine ordentliche Pflege hat.“

Der Meister bot seine ganze Ueberredungskunst auf, um die erregte Frau ein wenig zu beruhigen. Er schwante ihr gegen sein eigenes Gewissen vor, daß es nur leichtes Unwohlsein sei, entwarf eine herrliche Schilderung der Krankenhäuser, die er zu wahren Paradiesgärten erhob, und malte aus, daß Karl in kurzer Zeit ferngekommen werde. Dann wollten sie ein Essen veranstalten, wie das alte Haus noch keins erlebt habe.

Wirklich gelang es ihm, Frau Lene zu bewegen, wie sonst an ihre gewohnten Arbeiten zu gehen und ihren Entschluß, sogleich fortzufahren, um Karl selbst zu pflegen, auszureden. Aber gegen Abend stand sie plötzlich in ihrem Sonntagsanzug vor dem verblüfften Meister. Man hatte ihr erzählt, daß die Kranken nicht warm zugebedt würden und vor allen Dingen nicht satt zu essen erhielten. Namentlich lechterer Grund hatte ihren Plan sofort zur Reife gebracht; sie war spornstreichs nach Hause gelaufen, hatte, ohne Tobias ein Wort zu sagen, einen Schinken aus dem Rauch geholt, einen mächtigen Schwartemagen gekauft und ihren Korb noch außerdem mit Käse, Eier, Butter und einem ungeheuren schwarzen Bauernbrot bepackt.

Als sie dem Meister Lebewohl sagte, gerieth dieser zum ersten Mal in den heftigsten Zorn.

„Wenn Ihr dummen, altem Weibergeschwätz mehr als mir glaubt“, rief er heftig und schlug auf den Tisch, „daß die Werkzeuge tanzen, so lauft zu. Meinerwegen! Aber wenn's schlecht geht, heult mir nichts vor. Ihr seid dann selbst schuld!“

Im ersten Augenblick war Frau Lene betreten; aber die mütterliche Liebe überwand den Schrecken vor dem Borne des alten Fremdes; sie rief hastig „Abjes“ und eilte mit ihrem schweren Korbe der Bahn zu.

Wieder war der Sonntag gekommen und Frau Lene immer noch nicht zurückgekehrt. Heute ging der Meister nicht in den Wald, sondern saß voll Sorgen in seinem hügeligen Lehnstuhle. Daß es mit Karl schlecht stand, war kein Zweifel, sonst würde Frau Lene — sie bekam Heimweh nach dem Kieselberg, wenn sie einen halben Tag fort war — längst wieder mit Besen und Schrubber hantieren. Auf Nachricht war selbstverständlich nicht zu rechnen. Karl führte zwar eine gewandte Feder, aber Frau Lene hatte sich in ihrem Leben noch nie zu einem Briefe aufgeschwungen. Tobias war in seiner gedrückten Stimmung seit drei Tagen an jeden Zug gelaufen und hatte sich die Augen nach Frau Lene ausgeguckt, um immer niedergeschlagener nach Hause zu schleichen. Heute unterließ er den Gang, weil sich Sonntags stets ein Häufchen Gaffer an der Bahn herumtrieb, von denen er nicht gesehen sein wollte. Für alle Fälle aber heizte er tüchtig ein und kochte einen gewaltigen Topf Kaffee. Er war noch mit dieser Arbeit beschäftigt, als Frau Lene ebenso plötzlich das Zimmer betrat, wie sie es verlassen hatte.

„Guten Abend, Meister; da bin ich wieder,“ sagte sie mit zitternder Stimme. Sie nahm den Korb von dem Kopfe, setzte sich und brach in heftiges Schluchzen aus.

Der Meister wußte genug. „Geht es schlecht, Lene?“

„Heute Morgen ist er begraben worden. Kein Mensch ist mitgegangen. Der arme Bub liegt mütterseelenallein unter den fremden Leuten.“

Es wurde ganz still im Stübchen. Nur die Funken knisterten, und das schlafende Mohrröden schnurrte leise. Der Meister trippelte auf seinen ungeheuren Filzschuhen geräuschlos auf und ab; endlich schneuzte er mehrere Male die Nase und fragte: „Habt Ihr ihn noch am Leben getroffen?“

Sie nickte. „Es ist die höchste Zeit gewesen. Am Abend durfte ich ihn nicht mehr sehen. Gleich am anderen Morgen bin ich wieder hingelaufen. So blaß und schmal hat der arme Bub ausgesehen. Es ist nur vom vielen Schaffen gekommen, sag' ich. Er hat mir die Hand gegeben; sie war ganz kalt. Essen durft' er auch nichts mehr. Ich hab' ihn kaum verstanden, so leif' hat er geschwätzt. Und viel von Euch, Meister. Er sei Euch so vielen Dank schuldig, ich sollte gut zu Euch sein. Der liebe Bub! Ein paar Stunden darauf war er todt. Hätt' er sich mehr Ruhe gegönnt, könnt' er noch am Leben sein.“

Sie weinte still vor sich hin. „Die ganze Zeit über bin ich 'rumgelaufen, als hätt' ich eins vor den Kopf getriegt. Die Leut' habens auch gemerkt; Keiner hat mit mir gesprochen; nur angesehen haben sie mich so von neben und mit dem Kopf geschüttelt. Mein armer, guter Bub. Nicht einmal an sein Grab kann ich gehen. Unter fremden Leuten liegt er. Nächstens fahr' ich wieder 'nüber und laß ihm ein schönes Kreuz setzen. Wär' ich doch gestorben! Jetzt ist mein Leben nit mehr nutz. Für wen soll ich noch schaffen!“

Sie legte die harten, knöchernen Finger über die rothgeweinten Augen. „Das Essen hab' ich wieder mitgebracht,“ sagte sie nach einiger Zeit; „ich konnt' keinen Bissen 'munter würgen. Und noch einen Brief vom Karl. Er hat mir ihn gegeben, grad' ehe er starb. Ihr sollt mir ihn lesen.“

Nachdem sie den Brief zuerst aus einem Tuch, dann aus einer Zeitung herausgewickelt hatte, reichte sie ihn dem Meister. Er betrachtete ihn mit etwas mißtrauischen Augen, zog die Lampe näher und setzte die große Brille auf. „Liebe Mutter! Wenn Du diesen Brief liest, bin ich nicht mehr am Leben. Aber ich kann nicht ruhig sterben, ohne daß Du weißt, daß ich die Liebe — welche Du und Meister Tobias — — mir in so reichem Maße erzeigt habt — nicht ver — —.“ Der Meister fuhr sich in das Haar; die Brille fiel zu Boden; man hörte, wie ein Glas knirschte.

„Wie dumm bin ich,“ rief Tobias. „Meine

Brille ist entzwei. Jetzt kann ich nicht lesen. Ei, ei! Ihr müßt bis Morgen warten. Na, 's schadet auch nichts. Ihr seid doch recht milde, Lene."

Das war Lene in der That; da sie einsah, daß der Meister ohne Brille nicht lesen konnte, gab sie sich zufrieden und ließ sich nach einiger Zeit in ihre Wohnung schicken. Die Augen fielen ihr vor Müdigkeit beinahe zu.

Kaum war ihr Schritt auf der Treppe verhallt, so schloß der Meister nach dem Käschränken, wo er eine zweite Brille aufbewahrte, und las hastig den Brief durch. Er schüttelte mehrere Mal den Kopf, ballte das Schreiben zusammen, warf es in's Feuer und gab genau Acht, bis das letzte Stückchen Papier zu Asche geworden war. Dann holte er einen Bogen hervor, kramte eine alte Feder und eine staubige Tintenflasche aus einer Schublade und begann eifrig zu schreiben. Mitternacht war vorüber, als er unter freundlichem Schmungeln die Lampe löschte.

Am folgenden Abend — so lange dauerte es, bis ein neues Glas in die Brille gesetzt war — las Meister Tobias seiner alten Freundin den Brief vor, welchen er verfaßt hatte. Frau Lene ließen die Thränen fortwährend über die hageren Backen, als sie hörte, wie dankbar ihr Karl an sie gedacht hatte und ihr Alter bequem machen wollte. Er hatte

immer fleißig gearbeitet und sich hübsch Geld gespart, war aber durch schlechte Leute um sein Gut gebracht worden. Die Sehnsucht nach der Mutter ließ ihm keine Ruhe mehr; er wollte eine Werkstatt aufmachen und es daheim zu einem tüchtigen Manne bringen.

Frau Lene wuschte sich die Augen. Ja, ja, er war wirklich ein Ausbund von einem Menschen gewesen, ihr Karl. So ein schöner Brief! Und ihr lieber Bub war todt, und sie konnte nicht einmal sein Grab recht hübsch mit Asten bepflanzen.

Seit jenem Abend mußte der Meister täglich den Brief Karl's lesen; Frau Lene wurde nicht müde, ihn zu hören. Inzwischen arbeitete er tüchtig an den neuen Stiefeln und eines Samstags Abends zeigte er sie triumphirend Frau Lene. Wunderbar zierlich sahen sie gerade nicht aus; aber sicher paßten sie trefflich. Lene zog und zog; aber sie konnte nicht hineinkommen. Als sie endlich meinte, sie seien etwas eng, erwiderte der Meister, das sei ganz in Ordnung. "Wißt Ihr, sie müssen schwer angehen, dann legen sie sich weich wie ein Handschuh um den Fuß. Nehmt mal etwas Seife."

Frau Lene rieb die Strümpfe tüchtig ein und wirklich rutschte der Fuß endlich in den Stiefel. Aber er drückte, daß sie vor Schmerzen hätte aufschreien mögen.

"Ich glaub', Ihr müßt sie noch 'mal über den Leisten schlagen," erlaubte sie sich schlichtern zu bemerken.

Der Meister unterwarf die Stiefel einer sachgemäßen Prüfung.

"Die Waare ist gut," entschied er dann, "süßen müssen sie ganz ausgezeichnet. Am Stiefel kann's nicht liegen, höchstens hat sich Euer Fuß geändert."

Frau Lene verbiß sich ihre Schmerzen, sie würde nicht um Alles in der Welt den Meister, den ihr Karl auf seinem Sterbebett gelobt hatte, getadelt haben.

"Ihr habt recht," sagte sie; "mein Fuß ist vom vielen Laufen geschwollen. Ich will die Stiefel auf's Breit stellen. Ich brauch' sie jetzt nur selten. Lebt mir lieber noch 'mal den Brief von meinem Karl."

Der Meister las. Die wassergefüllte Glaskugel warf im Schein der Lampe bunte Lichter, das Mohrchen schnurrte, und das Rothfleischchen auf der Lehne des großen Sessels piepte einmal traumverloren im Schlafe. Und leise, wie ein verklingendes Lied raunte während des Lesens im Herzen des Meisters eine Stimme: Recht hat eigentlich die Lene doch! Aus all' deinen großen Hoffnungen und Plänen ist nichts geworden. Nicht einmal 'nen ordentlichen Schuh bringst du fertig. Aber... zu etwas muß dein Leben doch gewesen sein! —

## Feuilleton.

### Ein Hebermensch.\*

Und, da ihm aus dem Stimmungswirre des Seins Ein Ton vom Heuen stets das Herz verlehrt,  
Der Ton der Seufzer und des Hülfeschrei'ns,  
Wenn in sein Netz der Tod die Beute hehrt, —

Erhat er eins: „Getilgt aus meinem Ohr  
Sei völlig der Empfindung Heberfeinheit,  
Daß von dem ungeheuren Daseinschor  
Ich nur das Brausen hör' der Allgemeinheit!“

Ihm ward sein Wunsch. Kein Schluchzen lört  
ihn mehr.

Den Donner hört er durch die Lüfte grollen,  
Die großen Stürme brausen um ihn her,  
Und seine Seele lauscht der Brandung Rollen.

Er nennt sich Hebermensch; er höhnt den Schmerz,  
Die Augen seines Mitleids sind erblindet. —  
Doch — in der stillen Nacht quält ihn sein Herz,  
Das aufschrei'n will und keinen Laut mehr findet. . .  
Sugo Salus.

Im norwegischen Hochgebirge. In eine wilde und rauhe Szenerie führt unser heutiges Bild, mitten hinein in die schier unzugänglichen Felswästen des norwegischen Hochlandes. Deutlich heben sich die charakteristischen Formen dieses Gebirges heraus: Im Hintergrunde dehnt sich in weitem Bogen, so weit das Auge reicht, ein sener Fels- und Gipsfelder (Hjelde), aus denen sich die Hauptmasse des norwegischen Gebirges zusammenfügt; scharf, mit scharfen, zackigen Linien steigen im Mittelgrunde drei Berggipfel empor, und jäh fallen die Abhänge zu der tiefen Klüft ab, die zwischen jenem Felde drüben und dem vorderen, von dem aus die Szene gesehen ist, gähnt. Nur die Renthiere, denen das rauhe Klima Lebensbedingung ist, vermögen sich in dieser unwirthlichen Natur noch zu halten; eben sind zwei starke Thiere der Herde, die das vordere Plateau erklettert, aneinander gerathen. . . Es ist dem Zeichner gelungen, etwas von dem machtvollen Eindruck des wilden Berglandes in seinem Bilde festzuhalten. Ein Sturm weht über die Gipsfelder, jagt die schweren dunklen Wolkenmassen am Himmel hin, reißt aus den Felspalten den Schnee und wirbelt ihn wie eine Schneewolke durch die Schlucht. . .

Ueber die Lippen als Massenmerkmal legte A. Bloch der Anthropologischen Gesellschaft in Paris eine Arbeit vor, über die der „Globus“ einen Bericht bringt. Während man früher nur die Größenverhältnisse der Lippen, ob stark, mittelstark oder fein, beachtete, weiß Bloch nach, daß es sehr wichtig sei, auch die Färbung in Betracht zu ziehen. Was die Größenverhältnisse anbelangt, so muß die Höhe, die Länge und die Dicke der Lippen, namentlich aber der

Oberlippe, in Betracht gezogen werden. Die Höhe der Oberlippe giebt mit anderen bestimmten Verhältnissen ein brauchbares Massenmerkmal. So ist die Oberlippe bei den Engländern nach Bloch sehr in die Höhe gestreckt. Dasselbe findet sich beim Stamme der Mandingos in Afrika und bei dem feinen Typus der Japaner. In anderen Fällen, aber nur bei einzelnen Individuen, ist die Oberlippe so kurz, daß beim Lachen nicht nur die Zähne, sondern sogar das Zahnfleisch freigelegt werden. Die Länge der Oberlippe längs der Linie gemessen, die Haut und Schleimhaut trennt, ist größer als die Länge der Unterlippe. Henke wies nach, daß die Krümmung der Oberlippe bei verschiedenen Rassen verschieden sei; zum Beispiel ist bei den Semiten, besonders bei den Juden, der mittlere Theil der Krümmung länger als die seitlichen Theile, während bei Engländern und Deutschen das umgekehrte Verhältniß bemerkbar ist. Die Größe der Mundöffnung bei den verschiedenen Rassen ist verschieden. Der Mund des Neger's ist größer als der eines Weißen, wird aber von gewissen Australiern übertroffen, bei denen man Mundöffnungen bis 66 mm gemessen hat, während Testut bei 40 Europäern (20 Männern und 20 Frauen) im Durchschnitt nur 53 mm für die Männer und 47 mm für die Frauen fand. Dennoch ist der Frauenmund nicht bei allen Rassen kleiner wie derjenige der Männer. Weisbach fand, daß bei Subanen und Australnegern die Lippen der Frauen länger und dicker seien als die der Männer. Auch bei den Japanern resp. Malaien will Bloch dasselbe bemerkt haben. In Bezug auf die Dicke unterscheidet Bloch vier Abstufungen bei den Lippen: dünne, mittelstarke, dicke und umfangreiche Lippen. Bemerkenswerth ist, daß die Lippen, ebenso wie die Augenlider, nie fett werden. Die feinen Lippen finden wir hauptsächlich bei der blonden europäischen Rasse. Die mittelstarken Lippen sehen wir hauptsächlich bei den verschiedenen weißen kaukasischen Rassen, Semiten usw., aber auch bei dem feineren Typus der Japaner und Koreaner und den Rassen mit brauner und rother Haut. Eine Beziehung zwischen Form der Lippen und Charaktereigenschaften, wie Lavater sie annahm, weiß Bloch von der Hand. Dicke Lippen finden wir nur bei farbigen Rassen der Alten und Neuen Welt. Bei Mischlingen tritt immer die dicke Lippe der farbigen Rasse auf. Umfangreiche oder wurstähnliche Lippen endlich haben die afrikanischen Neger. Die Farbe der Lippen ist nach Bloch entweder rosenfarbig, veilschenartig-bläulich oder schwarz bzw. braun. —

**Gekrümmte Lichtstrahlen.** Ein Strahl ist seiner Natur nach etwas Geradliniges, und ein gekrümmter Lichtstrahl scheint daher eine widersprüchliche Wortbildung zu sein. Und doch ist es eine unbezweifelbare Thatsache, daß das Licht, welches doch stets in geraden Linien von der Lichtquelle nach allen Seiten ausstrahlt, unter Umständen auch eine krummlinige Bahn einschlägt. Es beruht das auf der Eigenschaft des Lichtes, beim Uebergehen in einen anderen Stoff, z. B. aus Luft in Wasser oder umgekehrt, eine Ablenkung vom geraden Weg zu erleiden, so daß der Strahl an der Verührungsstelle von Luft und Wasser einen Knick bekommt. Man kann das sehr deutlich sehen, wenn man einen Stab, etwa eine Nadelstange, in's Wasser taucht; die Stange scheint da, wo sie in's Wasser geht, einen scharfen Bruch zu haben.

Mittels dieser Eigenschaft kann man nun einen Lichtstrahl resp. ein Strahlenbündel vollständig krumm biegen, man braucht nur dafür zu sorgen, daß es beständig aus einem Stoff in einen von etwas anderer Beschaffenheit übergeht, wobei fortwährende Ablenkung vom geraden Wege, also eine Krümmung eintreten muß. Es kann das in folgender einfachen Weise geschehen:

Gießt man in eine Glaswanne Wasser und vorsichtig darüber Alkohol und läßt die Wanne einige Stunden stehen, so wird von der Verührungsfläche der beiden Flüssigkeiten aus allmählig eine Mischung vor sich gegangen sein. An der Oberfläche ist reiner Alkohol vorhanden, dann folgen Schichten mit etwas Wassergehalt, der immer reichlicher wird, bis er den Alkoholgehalt überwiegt, und in den untersten Schichten ist schließlich noch reines Wasser vorhanden. Fällt ein Lichtstrahl auf diese Flüssigkeit, so muß er zunächst einen scharfen Knick erleiden, dann aber in der Flüssigkeit, deren Zusammensetzung sich ja sichtlich weise ändert, beständig abgelenkt werden, also eine gekrümmte Bahn verfolgen. Man kann dies leicht sichtbar machen. Umgibt man eine Lichtquelle mit einem dunklen Schirm, der nur eine kleine Oeffnung hat, und läßt man die aus dieser Oeffnung nach allen Seiten bringenden Strahlen auf eine Glaslinse, ein einfaches Brennglas, fallen, so werden sie durch die Linse parallel gemacht und verfolgen ihren Weg als ein einziges Strahlenbündel in derselben Richtung. Im dunklen Zimmer sieht man diesen Weg deutlich an den erhellen Staub- und Rauchtheilchen, namentlich, wenn man etwas Zigarrendampf in den Weg des Strahlenbündels bläst. Läßt man den auf diese Weise sichtbar gemachten Lichtstrahl in die vorher erwähnte Glaswanne eintreten, so ist sein Weg auch in der Flüssigkeit an den erhellen Staubtheilchen bequem zu verfolgen. Man sieht dann, wie er von der Bruchstelle an dauernd nach der anderen Seite abweicht und sich allmählig so weit umbiegt, daß er in die untersten Schichten garnicht mehr eindringt, sondern in gekrümmter Bahn wieder nach oben geht. An der Grenzfläche wird er noch einmal, statt in die Luft auszutreten, in die Flüssigkeit zurückreflektirt und verfolgt in dieser wieder einen ebenso gekrümmten Weg. Wenn nur die Wanne lang genug ist, kann man sehr bequem fünf, sechs und noch mehr solcher leuchtenden Bögen in der Flüssigkeit, mit anderen Worten, einem glänzenden, gebogenen Lichtstrahl verfolgen, der durch das Ungewohnte des Anblicks höchst überraschend wirkt.

Auch unsere Atmosphäre hat von Schicht zu Schicht andere Dichtigkeit, und deshalb erfahren auch in ihr die Lichtstrahlen eine dauernde Ablenkung oder Krümmung. Darauf beruhen eine Reihe von sog. Luftspiegelungen, ebenso fallen die von den Gestirnen herrührenden Lichtstrahlen aus einer anderen Richtung in's Auge, als von da, wo das Gestirn wirklich steht. Die Sonne z. B. sehen wir deswegen bereits zwei Minuten, bevor sie über den Horizont wirklich heraufkommt, und Abends scheint sie noch eben so lange am Himmel zu stehen, nachdem sie in Wirklichkeit bereits untergegangen ist. bt.

### Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.

\* Aus: „Neue Gedichte“. München, Albert Langen.